

Buchbesprechungen

Geist- und Seelenverwandtschaft in umkämpfter Zeit

WOLFRAM EILENBERGER: **Feuer der Freiheit. Die Rettung der Philosophie in finsternen Zeiten 1933 – 1943**, Klett-Cotta-Verlag, Stuttgart 2020, 400 Seiten, 25 EUR // MICHAEL KÖHLMEIER: **Zwei Herren am Strand**, dtv Verlagsgesellschaft, München 2019, 254 Seiten, 10,90 EUR

Seinem 2018 erschienen Werk ›Zeit der Zauberer‹, in dem er die Gedanken- und Schicksalswege von Ludwig Wittgenstein, Walter Benjamin, Ernst Cassirer und Martin Heidegger zwischen 1919 und 1929 nachzeichnete – dem von ihm so apostrophierten »großen Jahrzehnt der Philosophie« – und die innere und äußere Dramatik, aber auch die Tragik der meist unerfüllten Lebensläufe nachvollziehbar machte, hat Wolfram Eilenberger nun ein mit derselben Methode (nämlich den inneren und äußeren Weg seiner – diesmal – Protagonistinnen in ganz kurzen, in ständiger Abfolge wechselnden Kapiteln zu verflechten) verfasstes Buch über vier Philosophinnen des 20. Jahrhunderts folgen lassen: Simone de Beauvoir, Hannah Arendt, Simone Weil und die hierzulande wenig bekannte Ayn Rand, deren Geburtsjahre lediglich um vier Jahre auseinanderliegen.

Auch von dem zweiten methodischen Griff des oben genannten Buches wird hier Gebrauch gemacht, nämlich den engen Rahmen eines Zeitfensters von zehn Jahren zu wählen, und zwar diesmal von 1933 bis 1943: Zehn Jahre, in deren Verlauf drei dieser vier Frauen unmittelbar – und im Fall von Hannah Arendt sogar (als Jüdin) existenziell – von den Verbrechen, mit denen Europa und weite Gebiete der Erde überzogen wurden, bedroht waren.

Eilenbergers Gesichtspunkt, um diese Schicksale zusammenzuführen, ist ein inhaltlicher, wie der Titel deutlich macht: das Ringen um Sinnfindung und Freiheit angesichts der Bedrohung durch den weltweiten Vormarsch des Totalitarismus in seinen ganz unterschiedlichen, teilweise subtilen Spielarten. Die oben schon erwähnte schnelle Abfolge der Handlungsorte

und inneren und äußeren Zusammenhänge macht es gut möglich, das unmittelbar Bedrängte dieser Existenzen mitzerleben, geht aber freilich auf Kosten des inneren Zusammenhangs, der ständig abreißt. Auch schwächt es den Duktus, dass diese vier Menschen kaum je etwas miteinander zu tun gehabt haben; trotz Zeitgenossenschaft und der Auseinandersetzung mit ähnlichen Fragen bilden diese Vier gerade keinen »karmischen Club«, denn nur bei den Antipoden Simone Weil und Simone de Beauvoir kann überhaupt entfernt von etwas wie einem Verhältnis die Rede sein.

So hilft sich Eilenberger, indem er die zehn Jahre in acht Einheiten gliedert und für jede eine Kategorie angibt, in der sich die Leiden und Taten der Vier im jeweiligen Zeitraum (etwa ein Jahr) zusammenfassen lassen: ›Funken‹, ›Exile‹, ›Experimente‹, ›Nächste‹, ›Ereignisse‹, ›Gewalt‹, ›Freiheit‹, ›Feuer‹. Das ist eine günstige Methode, mit der es Eilenberger an einigen Stellen auch gelingt, die Schicksale als zusammengehörig zu beschreiben: »[E]s wäre zu jeder Zeit schwer zu erreichen gewesen: politische Wirksamkeit bei gleichzeitiger Prinzipientreue, philosophische Tiefenschärfe und konkrete Umsetzung.« (S. 314)

Berührend ist, dass solch ein Buch in einer Zeit erscheint, in welcher – freilich unter ganz anderen Umständen – Freiheit und Individualität im Spannungsverhältnis zu einem durch überall ähnliche Pandemie-Eindämmungsmaßnahmen bestimmten funktionierenden Kollektiv infrage gestellt und herausgefordert sind; schrieb doch Simone Weil seinerzeit von der »Enteignung des Individuums zugunsten der Kollektivität« (S. 118) ...

die Drei 5/2021

Es ist originell von Eilenberger, von vier Lebensläufen so bedeutender Menschen lediglich Abschnitte zu betrachten und unter dem von ihm gewählten sehr starken Gesichtspunkt – ›Die Rettung der Philosophie in finsternen Zeiten‹ lautet der Untertitel – zu vereinen. Hier ist der Lesende vor allem selbst herausgefordert, die Einzelheiten gedanklich zusammenzubringen; es fehlt völlig eine Art *Conclusio*; wie schon in dem Vorgängerbuch bleibt alles offen, lediglich wird in ganz kurzen »Schneisen« ein Ausblick auf das an die hier betrachteten zehn Jahre sich anschließende Leben gegeben – im Fall von Simone Weil mit der Aufforderung, dass ihr philosophisches Werk noch entdeckt werden möge! Einer Vertiefung wäre eher eine Methode angemessen, wie sie einst z.B. Stefan Zweig anwandte, der verschiedene Biografien als kurze Monografien unter einem bestimmten Motiv nebeneinanderstellte.¹

Fraglos wird das Buch eine Vielzahl von Interessierten ansprechen, und wie sollte es nicht zu begrüßen sein, wenn sich etliche Menschen mit Persönlichkeiten wie diesen vier Frauen beschäftigen, die jede für sich als Wegbereiterin für Freiheitsimpulse taugen!

Eine energische und mehrfach vorgebrachte Leseempfehlung ließ mich kürzlich auf ein etwas älteres Buch stoßen, das einen völlig anderen Duktus hat, aber mit dem oben beschriebenen in mehrfacher Beziehung steht: Der 1949 geborene Michael Köhlmeier schildert in seinem 2016 erschienen Roman ›Zwei Herren am Strand‹ von der bemerkenswerten und erstaunlicherweise weithin unbekanntenen Freundschaft von Charlie Chaplin (1889–1977) und Winston Churchill (1874–1965). Hier geht es also um eine tatsächlich bestehende Schicksalsverbindung, die sich durch einen Zufall ergab (eine Party in Santa Monica im Jahr 1927) und, man kann wohl sagen, eine Art »Zweck« hatte, nämlich die wechselseitige Beihilfe in Phasen suizidaler Anwendungen, welche diese beiden höchst unterschiedlichen, aber gleichermaßen mit Produktivität und Energie hochbegabten Menschen immer wieder durchlebten.

Köhlmeier hat durch Schicksalsglück – sein Vater besaß eine umfangreiche Materialsamm-

lung und war mit einem Menschen in engem Kontakt, der Churchill sehr nahestand – Einblick in beinahe alles bekommen, was von dieser Beziehung dokumentiert ist. Daraus hat er die wenigen gemeinsamen Begegnungen nachgezeichnet, und zwar auf eine Weise, die anschaulich, plastisch und doch völlig freilassend ist. Schon bei ihrem ersten Treffen, das für Chaplin in eine der schlimmsten Phasen seiner Biografie fiel, haben sie sich wechselseitig von ihren Depressionen erzählt (Churchill nannte das Phänomen in Anlehnung an Samuel Johnson »the black dog«) und eine Art Pakt geschlossen, nach dem jeder dem anderen im eintretenden Fall bedingungslos beistehen würde, bis hin zu einem Spontanbesuch *across the lake*, seinerzeit durchaus ein strapaziöses Unterfangen, was wohl in mindestens einem Fall tatsächlich erfolgt ist. Die Anteilnahme und die Gespräche müssen eine enorme therapeutische Wirkung gehabt haben: »Tatsächlich gelang es ihnen, über sich selbst und eine mögliche Selbstausslöschung zu sprechen, als würde über eine dritte Person verhandelt, die nicht anwesend war und deren Gedanken und Schicksal mehr ihr wissenschaftliches oder ästhetisches Interesse weckte ...« (S. 22)

Der Autor erweist sich als Seelenkenner, der es vermag, seine Kenntnisse in einer Weise zu Szenen auszugestalten – es ist ja ein Roman –, in denen beide Protagonisten in ihren Eigenheiten wiederzuerkennen sind, die sich hier vor allem in den beiden gänzlich verschiedenen Methoden zeigen, der bedrohlichen Anwendungen Herr zu werden: Churchills Malerei und Chaplins »Methode des Clowns«. – Churchill und Chaplin lagen im Lebensalter 15 Jahre auseinander; da sich aber beider Leben im Hinblick auf die Bedrohung durch den Faschismus zuspitzte, ergibt sich auch darin eine Beziehung zu dem an erster Stelle besprochenen Buch: Hier geht es um Seelenverwandtschaft, dort um Geistverwandtschaft.

Johannes Roth

1 Vgl. Stefan Zweig: ›Der Kampf mit dem Dämon. Hölderlin – Kleist – Nietzsche‹, Leipzig 1925.

Grenzüberschreitendes Netzwerk

FORSCHUNGSKREIS ANGEWANDTE ANTHROPOSOPHIE (HRSG.): **Motive Nr. 7 – März 2021**, Verlag für Angewandte Anthroposophie, Basel 2021, 163 Seiten, 20 EUR // DERS.: **Dokumentation: Die Fiche der Schweizerischen Bundesanwaltschaft über Rudolf Steiner – Zwei Teilhefte (Motive Sonderheft 3)**, Verlag für Angewandte Anthroposophie, Basel 2021, 276 Seiten, 27 EUR

In der unruhigen Zeit nach dem Ersten Weltkrieg trat Rudolf Steiner mit dem Konzept einer umfassenden Gesellschaftsreform an die Öffentlichkeit. Um das Unparteiische dieser Idee zu unterstreichen, sprach er darüber seit Februar 1919 zunächst in der neutralen Schweiz, noch vor Beginn der Dreigliederungskampagne in Württemberg. Auch in der Schweiz erhoffte er sich gerade von der Arbeiterklasse Verständnis für seine Vorschläge. Mit diesem Thema befassen sich die beiden hier besprochenen Publikationen. Während Heft 7 der Zeitschrift ›Motive‹ Steiners Diskussionen mit marxistisch orientierten Schweizer Arbeitern dokumentiert, zeigt die zweite, wie er jahrelang von einer Allianz klerikaler und rechter Kreise bei Schweizer Behörden als gefährlicher Revolutionär denunziert wurde, was letztlich seine geplante Einbürgerung in der Schweiz verhinderte. Beide Dokumentationen wurden im Rahmen einer Schriftenreihe von einer Gruppe Schweizer Historiker veröffentlicht, darunter Alexander Lüscher, der bereits wichtige Vorarbeiten mit seinen Editionen der ›Zeitgeschichtlichen Betrachtungen‹ (GA 173 a-c, Dornach 2010) und von ›Rudolf Steiner und seine Gegner‹ (GA 255b, Dornach 2003) geleistet hat.

Steiners erste öffentliche Vorträge über Dreigliederung fanden in Zürich, St. Gallen, Basel und Münchenstein statt. Nicht alle wurden mitstenografiert, aber Steiners Diskussionen mit Sozialisten und Kommunisten konnten anhand von Notizen Steiners und Pressestimmen rekonstruiert werden. Dadurch ist es möglich, das dialogische Verhalten Steiners, seine Reaktion auf sachliche Einwände oder emotionale Stellungnahmen zu studieren. Auch die biografischen Daten der Diskussionsteilnehmer konnten weitgehend ermittelt werden. Dass eine soziale Erneuerung nicht ohne ein neu verstandenes Christentum zu verwirkli-

chen sei, hat Steiner nicht nur vor Anthroposophen, sondern auch vor den Arbeitern klar ausgesprochen. Auf das Votum eines religiös orientierten Diskutanten, das Wichtigste sei die christliche Nächstenliebe, erwiderte Steiner, dieses Ideal sei 2.000 Jahre lang gepredigt worden. Abstrakte Phrasen reichten heute nicht mehr aus, um die sozialen Verhältnisse in Ordnung zu bringen. »Wenn nicht unter dem Proletariat selbst die Gesundung dadurch herbeigeführt wird, dass Organisationen neu geschaffen werden – nach neuen Gedanken – so sehe ich zunächst für Jahrzehnte hinaus überhaupt kein Heil.« (S. 67) Zur Forderung eines befreiten Geisteslebens sagte er: »Kommen wir dazu, dass nicht mehr eine Wissenschaft, die dem Kapitalismus tributpflichtig ist, den Ton angeben kann, [...] dann erst gehen wir einer Gesundung entgegen.« (S. 68) Die Wirkung seiner Ausführungen war gegensätzlich: »Es gab Zuhörer, die sehr beeindruckt waren – diese schwiegen dann meistens in der Diskussion –, und andere, die sich in ihren bisherigen Ausführungen verletzt fühlten und sich wütend zu Wort meldeten.« (S. 97) Lüscher zitiert aus Dankesbriefen, welche diese »schweigsamen Beeindruckten« (ebd.) an Steiner richteten, und bilanziert: »Es war das Allgemeinmenschliche, der menschheitliche Zug in den sich geltend machenden proletarischen Bestrebungen, der Rudolf Steiner veranlasste, diese wirklich ernstzunehmen und sich mit ihnen auseinanderzusetzen.« (S. 9)

Wegen des Goetheanumbaus nahmen Rudolf Steiner und Marie von Sivers im Frühjahr 1914 ihren Zweitwohnsitz in der Schweiz. Beide waren jedoch österreichische Staatsbürger, und ihr Bleiberecht war in diesen Krisenjahren keineswegs gesichert. Nach Kriegsende versuchte die Gemeinde Dornach von den kantonalen Behörden erfolglos die Ausweisung Steiners

als unerwünschter Ausländer zu erwirken. Freunde empfahlen Steiner, das schweizerische Bürgerrecht zu erwerben. Seine zwei Gesuche wurden jedoch abgelehnt – nicht wegen seiner Weltanschauung, sondern aufgrund widersprüchlicher Nachrichten über seine politische Gesinnung. Der Druck der Steinergegner, ein grenzüberschreitendes Netzwerk aus katholischen und völkischen Kreisen, war zu groß.

Der Appell an diverse Behörden, die Anthroposophen zu beobachten und ggf. gegen sie einzuschreiten, zieht sich wie ein roter Faden durch 100 Jahre Anthroposophiekritik. Dazu gehört, möglichst viel »belastendes Material« zu sammeln. Das tat besonders der katholische Pfarrer Max Kully aus dem benachbarten Arlesheim, ein Nationalist und Antisemit, der sich von den anthroposophischen Aktivitäten gestört fühlte. Er bekämpfte sie in Wort und Schrift und verband sich mit Gleichgesinnten im In- und Ausland. Das Netzwerk zwischen Behörden und Informanten ist im zweiten Teilheft auf S. 261 als Diagramm dargestellt.

Die meisten Denunzianten witterten hinter der Anthroposophie umstürzlerische Bestrebungen. So informierte der Schriftsteller Carl Albrecht Bernoulli, der die Dreigliederung für einen »Kommunismus von oben« (erstes Teilheft, S. 45) hielt, die Bundesanwaltschaft in Bern, zwei von ihm veranlasste grafologische Gutachten hätten übereinstimmend ergeben, dass man es bei Steiner mit einem »geistigen Hysteriker« (a.a.O., S. 44) zu tun habe. Das Goetheanum sei ein Ableger der Internationalen Hochgradfreimaurerei, insbesondere des Ordens »O.T.O.«, der einen »Sexualkommunismus« vertrete. »Es sollen im Areal des Dornacher Baus heimlich Goldschätze aufgehäuft sein. Auf Wunsch kann ich Ihnen das Gerücht, das von zwei Seiten sich hartnäckig erhält, formulieren. Doch konnten mir eigentliche Beweise nicht angeboten werden.« (a.a.O., S. 45) Auch Aussagen des deutschen Steinergegners Gerold von Gleich wurden herangezogen. Dieser hatte im deutschen »Militär-Wochenblatt« berichtet: »Ich habe den sogenannten anthroposophischen Kongress im vorigen Sommer [1921] in Stuttgart überwachen lassen. Dabei ist mir be-

stätigt worden, dass eine große Zahl von Teilnehmern, sobald sie unter sich zu sein glauben, sich laut zum Kommunismus bekannt hat. Der Sowjetstern war bei ihnen sehr verbreitet, das Hakenkreuz aber streng verpönt, obwohl es von der indischen Theosophie als Swastika mit Vorliebe benutzt wurde. In der anthroposophischen Waldorf-Schule in Stuttgart wird eifrig russischer Unterricht erteilt, für den vor der Revolution in Süddeutschland kein Bedarf vorlag.« (a.a.O., S. 72)¹

Diese Verdächtigungen erscheinen heute absurd und lächerlich. Doch damals bedeuteten sie eine schwerwiegende Rufschädigung. Anthroposophen reagierten darauf mit Artikeln und Abwehrschriften – ohne jeden Erfolg. Die Hetze mündete bald in physische Gewalt. Eine Woche nach dem misslungenen Attentat auf ihn erinnerte Steiner daran, dass dies »nur das äußere Produkt der unwahrhaftigen Hetze« sei, »die von den dahinterstehenden, oftmals als sehr geistig angesehenen Persönlichkeiten, seit Jahren getrieben wird.«² Die vorliegenden Quellensammlungen zeigen auf, wie schon damals selbsternannte Ermittler versuchten, sich mit der Anschwärzung einer weltanschaulichen Minderheit Lorbeeren zu verdienen.

Ein Heft über »Die letzten Lebensjahre Rudolf Steiners. Rechtliche Ausgrenzung und Verweigerung des Schweizer Bürgerrechts«, erarbeitet von Hella Wiesberger (+) und Alexander Lüscher, ist in Vorbereitung.

Wolfgang G. Vögele

1 Heute arbeiten die Gegner der Anthroposophie unter umgekehrten politischen Vorzeichen. Wurde die Anthroposophie um 1920 noch als Teil einer jüdischen Weltverschwörung gekennzeichnet, so ist sie heute nach Meinung militanter Skeptiker »eine elitäre, dogmatische, irrationale, esoterische, rassistische, antiaufklärerische Weltanschauung« (André Sebastiani: »Anthroposophie. Eine kurze Kritik«, Aschaffenburg 2019, S. 164). Vgl. Peter Selg: »Rudolf Steiner, die Anthroposophie und der Rassismus-Vorwurf«, Arlesheim 2020, S. 17.

2 Vortrag vom 23. Mai 1922 in Rudolf Steiner: »Die Anthroposophie und ihre Gegner 1919 – 1921« (GA 255b), Dornach 2003, S. 371.

»Das reicht tiefer als Übereinstimmung«

ERNST JÜNGER & JOSEPH WULF: **Der Briefwechsel 1962-1974**, hrsg. von Anja Keith und Detlev Schöttker, Verlag Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main 2019, 168 Seiten, 29,80 Euro

In seinen späten Tagebüchern ›Siebzig verweht‹ (1980-97) hat Ernst Jünger die saubere Recherchearbeit von Joseph Wulf bezüglich einschlägiger Verhaltensweisen von Schriftstellern im Dritten Reich gewürdigt und einen Briefwechsel angedeutet. Joseph Wulf (1912-1974) entstammte einer polnisch-jüdischen Familie, deren Angehörige größtenteils dem Holocaust zum Opfer gefallen waren. Als Angehöriger einer jüdischen Widerstandsgruppe war auch Wulf verhaftet worden und hatte nur mit Glück das Konzentrationslager Auschwitz überlebt. Als einer der Begründer der Holocaust-Forschung hatte er in rascher Folge in den 1950er und 1960er Jahren zahlreiche Bücher und Dokumentationen über die Verfolgung der Juden sowie über die Rolle der Kultur in der NS-Diktatur herausgegeben.

Der vorliegende Briefwechsel entstand auf Initiative von Joseph Wulf und umfasst etwa 150 Schreiben, die im Zeitraum von 1962 bis zum Suizid Wulfs im Oktober 1974 gewechselt wurden. Gelegentliche Telefonate und gegenseitige Besuche in Wilflingen und Berlin ergänzten diesen gedanklichen Austausch.

Am 16. Dezember 1962 hatte Joseph Wulf in einem ersten Brief Ernst Jünger um dessen Einverständnis gebeten, in seiner geplanten Publikation ›Literatur und Dichtung im Dritten Reich‹ (1963) dessen harschen Brief vom 14. Juni 1934 an die Redaktion des ›Völkischen Beobachters‹ abdrucken zu dürfen. Wulf versäumte nicht, Jünger seine »aufrichtige Anerkennung und Wertschätzung« zu zollen, die sich gerade während der Beschäftigung mit den einschlägigen historischen Vorgängen »noch wesentlich vertieft und intensiviert hat« (S. 9). Ernst Jünger antwortete umgehend und bedankte sich zudem für Wulfs beigelegte Bücher über Ghettos in Lodz und Warschau. Er verwies auf ein 1942 in Paris stattgefundenes Gespräch mit dem befreundeten Publizisten Friedrich Hielscher, dem es seinerzeit unter schwie-

rigsten Umständen gelungen war, persönliche Eindrücke im Lodzer Ghetto zu gewinnen. Bereits in seinem ersten Brief an Wulf stellte Jünger die Möglichkeit eines persönlichen Treffens in Aussicht – nicht ohne zuvor mit einer für ihn charakteristischen Geste der Entschleunigung die Mehrdimensionalität seines Interesses an Warschau anzudeuten, »nicht zuletzt auch deshalb, weil Flavius Josephus zu meinen Lieblingsautoren gehört« (S. 10).

In rascher Folge setzte ein Briefwechsel ein, der neben konkreten Planungen einer Begegnung vornehmlich Thematiken des Dritten Reiches und deren widersprüchlicher Aufarbeitung in der Bundesrepublik abhandelte. Jünger sprach seine Anerkennung bezüglich der von Wulf ironisch als »Archivitis« bezeichneten »Krankheit« aus, zumal Wulf überraschenderweise weitere Schreiben Ernst Jüngers aus dem Jahr 1934 im Archiv der Preußischen Akademie der Künste aufgestöbert hatte.

Wulf bezeichnete sich als engagierten Menschen, der aus dem Erlebten heraus seine Aufgabe in der objektiven Dokumentation der Verbrechen sieht: »Neutral bin ich allerdings nie« (S. 15). Jünger konzidierte diese Haltung mit dem Eingeständnis, dass er »wahrscheinlich nach solchen Erfahrungen dieser Objektivität nicht fähig« (S. 16) sei. Bei aller Gemeinsamkeit in politischen Einschätzungen deuten sich allerdings auch Divergenzen an, zumal Jünger auf interne Vorgänge und Machtkämpfe im Generalstab hinwies, denen er als Wehrmachtsoffizier im besetzten Paris begegnet war. Er hatte den schuldbehafteten Zustand von Situationen erlebt, aus denen es keinen Ausweg gibt. Anlässlich des Todes von Wulfs Ehefrau Jenta, der ihn in eine existenzielle Krise stürzte, schrieb Jünger am 12. Juli 1974 an Wulf: »Wir Beide, nach Art und Herkunft so verschieden, begegneten uns mit Frau Jenta im Humanen – das reicht tiefer als Übereinstimmung in der Meinung und hält länger vor.« (S. 105)

Der Literaturwissenschaftler Detlev Schöttker hat nicht nur zusammen mit Anja Keith den vorliegenden Band herausgegeben, mit kundigen Stellenkommentaren ausgestattet sowie mit einem aufschlussreichen Nachwort versehen, sondern er leitet auch ein umfangreiches Forschungsprojekt am Berliner Leibniz-Zentrum für Literatur- und Kulturforschung zu Ernst Jüngers Briefnachlass. In einem auf der Webseite der Ernst und Friedrich Georg Jünger-Gesellschaft wiedergegebenen Arbeitsgespräch mit Alexander Pschera weist er auf rund 130.000 Schreiben hin, die Ernst Jünger über Jahrzehnte gesammelt und kurz vor seinem Tod an das Deutsche Literaturarchiv Marbach übergeben hatte. Angesichts dieses gewaltigen Dokumentenumfangs vermutet Schöttker in diesem Nachlass das größte private Briefarchiv

und formuliert die Arbeitshypothese, dass Ernst Jünger durchaus bewusst seine Autorschaft ergänzt hatte, um zudem »Biographen, Editoren und Interpreten mit Material zu versorgen«¹.

Der vorliegende Briefwechsel belegt eindrucksvoll einen von Anteilnahme und Respekt getragenen Austausch zweier Persönlichkeiten. Neben der kulturellen und politischen Dimension dokumentiert er zugleich die Handschriften zweier Biografien, die über die Grauen der erlebten Zeitläufte hinweg im Anderen die unmittelbare Würde wahrgenommen hatten.

Volker Strebel

1 <https://juenger-gesellschaft.com/ein-forschungsprojekt-zu-ernst-juengers-briefarchiv-prof-dr-detlev-schoettker-im-gespraech/>

In welcher Welt verortet, in welcher Zeit angesiedelt?

YOKO TAWADA: **Paul Celan und der chinesische Engel. Roman**, Konkursbuch Verlag Claudia Gehrke, Berlin 2020, 142 Seiten, 12,90 EUR

Dies ist eines der seltsamsten Bücher, dem ich jemals begegnet bin, und ich kann gar nicht einmal sagen, warum ich das so empfinde: Ist es die Form, ist es der Inhalt? Wahrscheinlich beides. Kaum hatte ich ein paar Zeilen gelesen, fühlte ich mich wie in einer anderen Welt. Auch am Schluss hatte ich noch das Gefühl, dass mehr Fragen aufgeworfen werden als Antworten gegeben. Wenn Vielschichtigkeit und offene Fragen, die zum Nachsinnen anregen, ein Maßstab für die Qualität von Kunst ist, dann ist dieser »Roman« besonders künstlerisch.

Die Hauptperson wird lange »der Patient« genannt – aber Patient wovon und aus welchem Grunde? Er hat auch einen Namen: Patrik. Der junge Mann, Celan-Kenner und Opernliebhaber, steckt in einer tiefen Lebenskrise. Von dem Institut, in dem er mit halber Stelle angestellt ist, hat er den Auftrag, in Paris einen Vortrag über Paul Celan zu halten – doch er zögert, fühlt sich nicht ausreichend befähigt. In einem Café begegnet er einem älteren Mann chinesischer Herkunft, »der etwas Vogelartiges

hat« (S. 39). Er weiß beängstigend viel über Patrik und stellt sich als Leo-Eric Fu vor. Und er ist ebenfalls ein Celan-Kenner, wie sich rasch zeigt. Zwischen den beiden entwickelt sich eine Freundschaft. Sie treffen sich mehrmals in dem Café und tauschen sich über den Dichter aus. Manchmal bringt Fu sogar etwas mit – z.B. das Buch »Der Körper des Menschen. Einführung in Bau und Funktion« (1966) von Adolf Fallers. Es stammt scheinbar aus Celans Bücherbesitz – in Wirklichkeit ist es ein anderes Exemplar, das Leo-Erics Großvater gekauft und in das er alle Lesespuren Celans übertragen hat (beispielsweise hat Celan »Aortenbogen« unterstrichen, also hat er das Wort ebenfalls unterstrichen). Leo-Erics Großvater hatte in den fünfziger und sechziger Jahren traditionelle chinesische Medizin in Paris praktiziert, in derselben Zeit, in der auch Celan dort lebte. Er hinterließ seinem Enkel Notizen zu Celan und damit das Interesse an dem Poeten. Der Großvater war ein sehr gebildeter Mann gewesen, der mindestens in vier Sprachen lesen konnte, darunter Deutsch.

Es empfiehlt sich, während der Lektüre die neue, kommentierte Ausgabe sämtlicher Gedichte Celans heranzuziehen (erschienen 2020 bei Suhrkamp). Wann immer eine Wortschöpfung Celans zitiert wird, ist sie kursiv gesetzt – der Chinese z.B. wird nie als solcher bezeichnet, sondern nach Celan »*transstibetanis*ch« genannt. Zwei Themenkreise, die in unterschiedlichem Grade an den Dichter anknüpfen, kristallisieren sich in den Gesprächen der beiden Celan-Freunde heraus: Meridiane und Fadensonnen. Von einem »Meridian« spricht Celan in einem Brief an Nelly Sachs: »Zwischen Stockholm und Paris verläuft der Meridian des Schmerzes und des Trostes«, zitiert Patrik (S. 44). »Der Meridian und andere Prosa« wurde eine Sammlung von Prosatexten Celans überschrieben, die Suhrkamp 1988 herausgab. Der schwierig zu verstehende, aber lesenswerte Titeltext ist seine Dankesrede aus Anlass der Büchnerpreis-Verleihung 1960. Celan verstand den Begriff also geografisch – Leo-Eric in Anknüpfung an seinen Großvater aber nicht nur. Er denkt viel mehr an die Leitbahnen in der chinesischen Medizin, vor allem in der Akupunktur. Die Freunde versuchen, der Verbindung zwischen beiden Begriffen bei Celan und in seinen Gedichten nachzugehen. »Fadenson-

nen« heißt ein Gedicht Celans von 1963 und außerdem ein Gedichtzyklus von 1968 (in dem das Gedicht nicht enthalten ist). In der kommentierten Gesamtausgabe wird das Wort auf *Filargnomon*, eine Art Sonnenuhr, bezogen.

Yoko Tawada schlägt eine andere, verblüffende Verbindung. Dazu möchte ich einen längeren Abschnitt zitieren: »Ich erzähle dir noch eine schöne Geschichte. Masa [eine japanische Freundin] erzählte mir einmal von einer Therapie, die sie Fadenmandala oder Fadensonnen nennt. Man bekommt einen Holzrahmen, so einen, wie meine Mutter zur Strickerei benutzte. Winzige nummerierte Nägel sind rund um den Rahmen befestigt. Man darf sich nicht von der geheimnisvollen Reihenfolge der Nummern irritieren lassen, sondern muss einfach den bunten Fäden der Primzahlen folgen. Irgendwann hast du eine wunderschöne Sonne im Holzrahmen. Die ursprüngliche Idee stammt von Rudolf Steiner, und in einigen Waldorfschulen wird sie noch im Geometrieunterricht praktiziert, um die Primzahlen zu lernen. Heute werden die Fadensonnen in Japan als Therapie gegen Depression eingesetzt.« (S. 139) Drei solcher Fadensonnenbilder werden am Anfang und am Ende des Buches wiedergegeben.

Helge Mücke

Früchte über den Tag hinaus

OTTO ULRICH: **Utopie einer lobbaren Zukunft. Zeitfelder 1921 – 2021 – 2121**, Info3 Verlag, Frankfurt am Main 2021, 132 Seiten, 12,90 EUR

Was wird in hundert Jahren sein? Eine aufregende Frage. Man kann Prognosen machen, aber nicht umsonst heißt es: »Denn erstens kommt es anders, und zweitens als man denkt.« In diesem Fall wäre das sehr schade, denn das Buch macht Mut und Hoffnung auf eine lebenswerte Zukunft für uns alle. Es betrachtet in drei Kapiteln die Jahre 1921 (Vergangenheit), 2021 (Gegenwart) und 2121 (Zukunft) und damit einen Zeitraum von 200 Jahren.

Oswald Spenglers »Der Untergang des Abendlandes« erschien vor 100 Jahren (in zwei Bänden, 1918 und 1922). Ein zutiefst pessimisti-

sches Buch, das an der heutigen geistigen Orientierungslosigkeit mitschuldig ist. Rudolf Steiner nannte es ein »furchtbares Buch« (zitiert auf S. 9¹). Spengler war an Goethe geschult, tat aber genau das Gegenteil von diesem: Er sah den Tod und nicht das Leben. Auch das Entwicklungspotenzial des Menschen nahm seine starre, biologistische Betrachtungsweise nicht wahr. Otto Ulrich setzt sich intensiv damit auseinander und zeigt, wie dieses Denken überwunden werden kann, um schließlich sogar einen Wiederaufstieg des Abendlandes mit einer »lobbaren Zukunft« zu skizzieren.

die Drei 5/2021

Die digitalisierte Welt erscheint Ulrich als Jahrhundertfalle, als ein Irrweg, der jede Kreativität zerstört. Außerdem bedrohen uns Atomtechnik, Gentechnik und Künstliche Intelligenz. Wie dem entgegen? Gesucht werden geistige Potenziale, kraftvolle, zukunftsstrahlende Gedanken. Erneuerungsimpulse, die morgen wirksam werden, beginnen heute. Man kann sie sehen, wenn man nicht die Augen verschließt. Schon zeigen sich zarte Umrisslinien einer humaneren Kultur, die Pflanzen und Tiere mit umfasst und sich am Spirituellen orientiert. Impulse, die einem »Jahrhundertblick« standhalten, wie die Intentionen von Hermann Hesse und Rudolf Steiner. Manches Gewohnte kommt unter diesem Blick nicht mehr vor. Aber wir müssen aktiv sein, wenn wir die Tyrannei der Leistungsgesellschaft überwinden wollen.

Das erste Kapitel beschäftigt sich mit dem Zeitraum ab 1921, also der Vergangenheit unserer Gegenwart. Intensiv geht der Autor auf die Philosophen der Zwischenkriegszeit und ihre intellektuellen Hoffnungen ein. Früchte über den Tag hinaus sind für ihn jedoch nicht erkennbar. Aber zur gleichen Zeit schreibt Hermann Hesse »Das Glasperlenspiel« und Rudolf Steiner hält Vorträge über die Anthroposophie. Beide arbeiten für die Zukunft.

»Pandemie«, »Transhumanismus«, »Digitaler Konformismus«, »Klimakrise«, »Gentechnische Manipulation«, »Elektromagnetische Felder« ... Schon wenn man die Zwischenüberschriften des zweiten Kapitels liest, wird einem elend zumute. Jetzt geht es um unsere Zeit. Epidemien gab es schon immer. Die früheren Seuchen waren aber zumeist bakterielle Erkrankungen. Wieso sind heute die Viren so auf dem Vormarsch? Und die Corona-Pandemie! Kann man ihr möglicherweise etwas Gutes abgewinnen?

»Corona trifft auf eine Gegenwart, die denkerisch in einer Sackgasse steckt ...« (S. 47) Die Medizin sieht den geistig-seelischen Menschen gar nicht. Die großen Kirchen schweigen ... Seit etwa 20 Jahren erleben wir den digitalen Aufbruch. Der Mensch muss sich dem technischen System anpassen. Durch die Corona-Pandemie ist die Digitalisierung weiter beschleunigt und noch deutlicher sichtbar geworden. Alles mög-

liche wird jetzt ins Internet verlegt, und immer mehr Strom wird verbraucht. Doch digitale Bildung macht nicht wirklich klüger, besonders beim *Homeschooling*, und immer mehr Kinder sind bewegungsgestört! Auch nehmen systemische Erkrankungen zu. Diese Folgen begleiten uns auf dem Weg in die Zukunft. Das Danaer-Geschenk der »digitalen Zivilisation« hat Immunschwächen zur Folge, ist also ein künstlich erzeugtes Einfallstor für Viren!

Wie da herauskommen mit unserem einseitigen Weltbild? Wie besiegen wir Transhumanismus, Klimakrise oder gentechnische Veränderungen? Die Gegenmittel sind schon da, die in die Zukunft führen können: biologisch-dynamische Landwirtschaft, Waldorfschulen, die Christengemeinschaft und vieles andere.

Im dritten Kapitel geht es um die Zukunft unserer Gegenwart. Der Autor versetzt sich ins Jahr 2121 und blickt zurück. Ein utopisches Abenteuer! Die Corona-Pandemie hat den Fortschritt gefördert, eine andere Welt wollte geboren werden. Noch nicht am Ende des Weges, betrachtet er das bisher Erreichte. Es gab eine »Wende zum Weniger« in materiellen Dingen. Der Mensch hat ein neues Verhältnis zur Natur. Die Digitalisierung wurde fallengelassen. Man weiß jetzt, dass spirituelles Wissen um 2021 verpönt war. Die Kinder werden in der Schule nicht mehr mit Intellektualität überfrachtet, sondern lernen im Fach »Lebenswissenschaft« die großen Zusammenhänge kennen. Auch die Anthroposophie ist jetzt allgemein akzeptiert. Der Mensch steht im Mittelpunkt, besonders das Kind. Endlich wurde begriffen, was seit 1921 anfänglich gedacht wurde: Der wirkende Geist in Mensch und Natur ist real erfahrbar.

Wunderbar, wenn das alles wahr würde! Aber für solch eine tiefgreifende Veränderung scheinen 100 Jahre wenig zu sein. Der Kampf wird länger dauern, aber schon das Gefühl, auf dem rechten Weg zu sein, ist viel wert, und das können wir bereits heute erleben. Das ist der springende Punkt, der die innere Wahrheit des Buches anzeigt, ganz gleich, ob die einzelnen Aussagen sich erfüllen werden oder nicht.

Der Stil insgesamt ist sehr gut, nur an wenigen Stellen stört man sich an Wiederholungen

(z.B. S. 114: »hoch geachtet«, gleich darauf »hoch anerkannt«). Zu dem Steiner-Zitat auf S. 68 im zweiten Kapitel wird in Anmerkung 29 vergeblich der Beleg des Zitats erwartet.

Im Ganzen ist der Autor ein Optimist in Bezug auf die Zukunft – das ist erfreulich, besonders, weil es so selten ist. Unsere eigene Zeit in die Vergangenheitsform zu setzen! Vor allem: Er macht uns den Blick frei auf tieferliegende Strömungen und Folgen heutigen Tuns und sagt: »Hier nun [...] soll gezeigt werden, dass eine Zukunftsgesellschaft längst unterwegs ist, die das Gemeinwohl unter Mitbeachtung aller Lebewesen in den Mittelpunkt stellt.« (S. 15)

Otto Ulrich (geb. 1942) war Physikingenieur, Mitarbeiter im Bundeskanzleramt unter Helmut Schmidt und Diplomat. Er schrieb Essays u.a. für »Die Zeit« und DIE DREI. Über den Inhalt seines jetzigen Buches darf gern diskutiert werden! Und für wen ist es interessant? Eigentlich für alle – wenn auch niemand von uns in 100 Jahren den Stand der Dinge überprüfen kann!

Maja Rehbein

1 Vortrag vom 15. Juni 1920 in Rudolf Steiner: »Die Krisis der Gegenwart und der Weg zu gesundem Denken« (GA 335), Dornach 2005, S. 202.

Arianismus an der Ostsee

INGEBORG POPPE: **Frühes Christentum in Mecklenburg und Vorpommern durch das Wirken des Gotenbischofs Wulfila**, Verlag Ch. Möllmann, Borchow 2021, 128 Seiten, 22 EUR

Allgemein ging man bisher davon aus, dass das Christentum erst spät, im 12. Jahrhundert, die jetzige deutsche Ostseeküste, also Mecklenburg und Vorpommern erreicht hat. Desto erstaunlicher ist es, Tauffünten (Taufsteine) in diesen Landstrichen zu finden, die 100 bis 200 Jahre älter sind als die Kirchen und Dörfer, zu denen sie gehören. Der vorliegende Band zeigt z.B. auf seiner Vorderansicht die Tauffünte im Park von Schloss Willigrad und auf dem Rücktitel die auf dem Friedhof von Brohm.

Ingeborg Poppe geht dieser Tatsache nach und beschreibt 14 Tauffünten, die sie besucht, genau untersucht und fotografiert hat. Diese alten Taufsteine weisen eindrucksvolle Plastiken und Ritzungen auf, die von einer anderen Erlebnisart sprechen, als man es vom römisch-katholischen Christentum gewohnt ist. Auch sind sie in einer Zeit entstanden, zu der man die dort lebenden Slawen bzw. Wenden noch in tiefem Heidentum befangen glaubte. Dieser Diskrepanz ist die Autorin nachgegangen und zu einem erstaunlichen Ergebnis gekommen: Sie fand nämlich einen Zusammenhang zwischen dem ostgermanischen Volksstamm der Heruler und dem im 4. Jahrhundert in Griechenland lebenden und das arianische Chris-

tentum verkündenden Bischof Wulfila, der die Bibel in die gotische Sprache übersetzt hat. Der ursprünglich im Norden siedelnde Volksstamm der Heruler, die sich selbst »Wenden« nannten, wanderte aus und siedelte in griechischem Territorium. Dort nahmen die Wenden das arianische Christentum an. Später mussten sie wieder auswandern und wurden endlich im Gebiet der slawischen Obotriten an der Ostseeküste sesshaft. Sie waren arianische Christen und verbreiteten dort ihren Glauben, der ihrer Geistesart entsprach und für ein germanisches Gemüt besser mitzuerleben war als der von der römisch-katholischen Kirche allein als gültig erklärte athanasianische.

Ingeborg Poppe geht in ihrem Buch auf die Andersartigkeit des Worterlebens und der Begriffsbildung in der Bibelübersetzung des Wulfila zu den uns heute geläufigen Übersetzungen ein und gibt dafür Beispiele, auch solche in gotischer Runenschrift.

Auf den mit vielen Abbildungen versehenen 119 Seiten bringt sie nicht nur die Fotos der Tauffünten und deren Beschreibungen, sondern auch farbige Kreuzigungsdarstellungen aus Perikopenbüchern des 10. und 11. Jahrhunderts. Sie geht auch auf das Leben des Gotenbischofs

Wulfila und dessen Bibelübersetzung aus dem griechischen Urtext ein und schildert den Unterschied zwischen arianischem und athanasianischem Glauben.

Dieses kleine Buch ist sehr empfehlenswert für alle, die ein Interesse an der Geschichte des deutschen Ostseeraumes und besonders der

Entwicklung des dortigen Christentums haben und ein vertieftes Fragen nach der ursprünglichen Lebendigkeit der Sprache in ihrer noch nicht zum heutigen Begriff verfestigten Form des Wortinhaltes, sondern deren im Wandel lebendigen Bedeutung mitbringen.

Gunda Kohl

Auf dem Meere meiner Seele

CHRISTIAN MORGENSTERN: **Die Welt und ich – Christian Morgensterns Leben in seiner Dichtung**, illustriert von Quint Buchholz, Verlag Urachhaus, Stuttgart 2021, 144 Seiten, 16 EUR

Ein wunderschönes Geschenk zum 150. Geburtstag des Dichters, eine »Blütenlese«, die uns beglückt, aber auch bewusst macht, dass dieser Meister der kleinen Form zu den Großen unserer Literatur zu zählen ist! Diethild Plattner hat (wenn ich richtig gezählt habe) 99 Beispiele aus dem lyrischen Schaffen Morgensterns ausgewählt; nur 15 davon sind dem humoristischen Teil seines Œuvres entnommen, auf das die Bedeutung dieses Poeten immer wieder reduziert wird. Die Lektüre der hier vorgestellten Gedichte kann es uns ermöglichen, jenseits literaturwissenschaftlicher Verdikte zu einem eigenen, unabhängigen Urteil zu gelangen.

Wir tauchen ein in das Selbst- und Weltbild eines Suchenden, dessen früh erwachte sensible Begeisterung für die Wunder der Natur sich vertieft zu weisheitsvoller Liebe zu allen Geschöpfen. David Marc Hoffmann geht in seinem Nachwort auf die Entscheidung ein, mit dem Titel der Anthologie auf den Gedichtband ›Ich und die Welt‹ (1898) zurückzugreifen; mit seiner Umgestaltung wolle man aber der Wandlung und Perspektiv-Veränderung Rechnung tragen, die Morgenstern vom »prometheischen Übermut« (S. 138) des Ichs zum Du geführt habe, zur Liebe im umfassendsten Sinn.

Wir wissen, dass Morgenstern Freude am Segeln hatte und oft mit Freunden auf dem Berliner Müggelsee unterwegs war. Das jugendliche Freiheitserlebnis verwandelte er in dem frühen Gedicht ›Auf dem Meere meiner Seele‹ in ein inneres Geschehen, aus dem sich ein mitmenschlicher Zuspruch formt: »Sonne lacht

mit blauen Augen / auf die fröhliche Regatta; – / alle trüben Herzen möcht' ich/ laden heut zum Segelfeste / auf dem Meere meiner Seele!« (S. 13) Dieser letztlich sozialen Intention sind auch seine humoristischen Gedichte verpflichtet, als deren Mission er es einmal bezeichnet hat, »geistige Leichtigkeit, Heiterkeit, Freiheit« zu verbreiten, die »im Posthorn gefrorene Musik der Seele« wieder aufzutauen.¹ Seine lebenslange Geistessuche findet ihre Erfüllung in der Begegnung mit der Anthroposophie Rudolf Steiners. Die aus dieser schicksalhaften Konstellation entstandenen Gedichte sind meditative Offenbarungen von kristalliner Schönheit: »Allen Bruder sein! / Allen helfen, dienen! / Ist, seit ER erschienen, / Ziel allein.« (S. 134)

An welcher Stelle du diesen Band auch aufschlägst, ob du dem Liebenden begegnest oder dem wortakrobatischen Humoristen, dem sensiblen Wanderer, der den stimmungsvollen Wechsel der Tages- und Jahreszeiten zu immer neuen Sprachbildungen verdichtet, oder dem Pfadfinder, für den »sich alles Sein [...] in Dank verschlingt« (S. 129): Immer begegnest du einem wahrhaftigen Menschen, einem großen Dichter. Nicht ungerühmt dürfen die kongenialen Bilder von Quint Buchholz bleiben; sie verleihen, wie der Verlag mit Recht vermerkt, »diesem Band einen zusätzlichen Glanz«.

Jürgen Raßbach

¹ Christian Morgenstern: ›Werke und Briefe. Bd. IX: Briefwechsel 1909 – 1914‹, Stuttgart 2018, S. 528f.